

# Unser Stephansdom braucht Ihre Hilfe!

UNSER  
STEPHANSDOM

Nr. 128/Mai 2020

VEREIN ZUR ERHALTUNG DES STEPHANSDOMS, 1010 WIEN

## Der tiefere Sinn schwieriger Zeiten.

Bei der alljährlichen Redaktionssitzung am Beginn des Jahres 2020, im Zuge der Abstimmung der Themen des Vereinsblattes „Unser Stephansdom“, wurde als Hauptthema der zweiten Ausgabe, die nach Ostern erscheinen sollte, ein Beitrag unseres Domkapellmeisters Markus Landerer angedacht, in welchem er Ihnen, als treue Wohltäter und Wohltäterinnen unseres Domes einen ganz persönlichen Rückblick auf die am Ostersonntag geplante feierliche Weihe der erneuerten Riesenorgel durch Kardinal Christoph Schönborn präsentieren wollte.

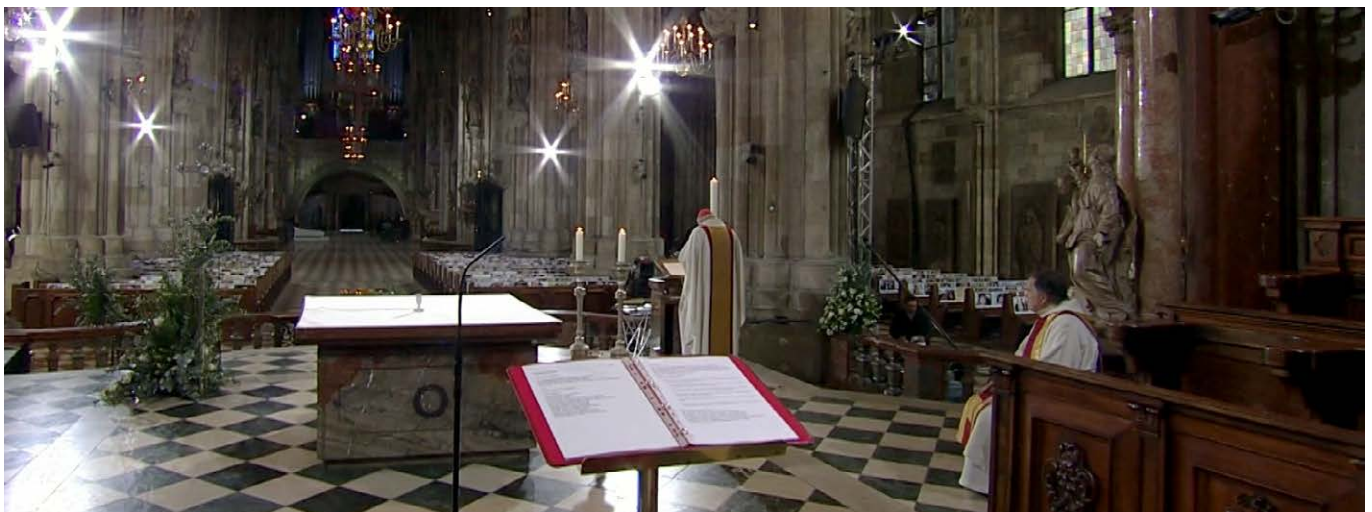
Aber der Mensch denkt und Gott lenkt – die Corona-Pandemie hat ihm und uns allen einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie wissen es und haben es zum Teil wohl auch schon mit eigenen Augen gesehen: das Riesentor des Domes ist geschlossen und der wunderschöne Raum, der Platz für einige tausend Menschen bietet, ist still und leer. Ein Anblick, der traurig macht.

Aber auch wenn er die rechtzeitig vollendete neue Orgel nicht weihen konnte, so hat Kardinal Schönborn die Menschen seiner Erzdiözese doch im einsamen Dom durch die Karwoche bis hin zur Auferstehung begleitet und am Ostersonntag, den Vorschriften entsprechend nur mit wenigen Menschen, ein trotz allen

Widrigkeiten würdiges Osterhochamt mit uns gefeiert. Die geplante festliche Weihe der erneuerten Riesenorgel war jedoch nicht möglich.

Diese Weihe wird zum gegebenen Zeitpunkt nachgeholt werden. Und alle, die jetzt ein bisschen enttäuscht sind, werden dann dabei sein können. Wir vom Verein „Unser Stephansdom“ wollen uns jetzt, in dieser Ausnahmezeit, noch einmal stellvertretend ein wenig zurück erinnern an jene Zeit vor 75 Jahren, als St. Stephan beinahe zugrunde ging, die Menschen sich dadurch aber nicht entmutigen ließen, sondern gemeinsam und in großer Solidarität, wenn auch umgeben von großer Not, dazu beitrugen, dass schließlich alles zu einem guten Ende kommen konnte – ganz so, wie wir es auch für diese gegenwärtige Ausnahmezeit erhoffen.

Viele Medien haben dankenswerterweise in den vergangenen Wochen über Ursachen und Verlauf der Brandkatastrophe auf vielerlei Weisen berichtet. Wir wollen uns im Folgenden, nach einer kurzen Zusammenfassung des Geschehens im Dom, im Besonderen rund um die alte Riesenorgel, vielmehr einigen positiven Aspekten zuwenden, die diese furchtbare Katastrophe trotz allem aufzuweisen hat: Denn gerade dunkle Stunden haben auch lichten Momente, wenn auch in verhaltener Form.



*Osterhochamt 2020 mit Kardinal Christoph Schönborn vor dem leeren Dom*

Damals, am 12. April 1945, an jenem Tag, als die alte Riesenorgel von St. Stephan für immer verstummte, waren nur ganz wenige Augenzeugen am Ort des Geschehens. Ihnen verdanken wir Beobachtungen, die uns auch heute noch beklommen innehalten lassen.

Als in den späten Vormittagsstunden des 12. April der Dachbrand auf das Glockenhaus der Pummerin im Hohen Turm übergegriffen hatte und ungefähr um 14.30 Uhr die größte Glocke Österreichs samt ihrem brennenden Glockenstuhl mit grauenhaftem Getöse am großen Gewölbering der südlichen Turmhalle zerschellte, war der Hochschulseelsorger und später Prälat Dr. Karl Strobl im Dom. Er hatte am Vormittag, gemeinsam mit Pfarrer Maurer aus Wien-Sandleiten auf dem Dachboden die immer neu entflammenden Brandnester zu löschen versucht und kam, als oben kein Wasser mehr zur Verfügung stand, in den Dom hinunter: „Hochwürden Göbel, der sehr verfallen und traurig aussah, begegnete mir. Ich fragte, was denn mit dem Gnadenbild am Hochaltar geschehen sei, ob es noch da sei. Wir gingen zu zweit mit einer Hacke zum Hochaltar und arbeiteten das Bild heraus. Ich wickelte es in einen Sack und trug es in die Krypta der Peterskirche. Dort blieb das Maria-Pötsch-Bild mehrere Wochen. Es war inzwischen Mittag geworden, als ich wieder in den Dom kam.“ Dort waren inzwischen einige Helfer damit beschäftigt, die aus den Löchern der Gewölbedecke in den Dom herabfallenden brennenden Dachstuhltrümmer zu ersticken, um ein Übergreifen des Brandes in das Innere des Domes zu verhindern. Teppiche und Stühle waren fortgeschafft worden, die barocken Wand- und Pfeileraltäre, sowie die Kirchenbänke hätten gutes Brennholz abgegeben. Nach und nach stürzten die schweren Metalluster von der Decke herab - die freiwilligen Helfer befanden sich in ständiger Lebensgefahr. Strobl schloss sich ihnen an: „So hielten wir das Innere des Domes für gesichert, falls nicht die Decke einstürzte. Da wurden wir gewahr, daß das letzte der runden Deckenlöcher sich gerade über der großen Orgel befand.“ Gegen 14.00 Uhr fiel durch die große Gewölbeöffnung über dem Musikchor Glut auf die große Orgel, die in kurzer Zeit in lodernden Flammen stand. – Strobl weiter: „Wir schafften einiges Wasser auf den Musikchor hinaus und begannen, mit den Luftschuttspritzen die aus dem Deckenloch herabfallenden zuerst kleinen Funken und brennenden Holzteilchen zu löschen. Der zuerst gefasste Plan, die Orgel mit einem schweren Teppich zuzudecken, um die brennenden Stücke von dort wegzubringen, konnte von den 5 anwesenden Männern mangels Kraft nicht durchgeführt werden. Immer stärker wurde der Funkenregen über der Orgel, immer größer die Holzstücke, die in die



*Wie eine stumme Klage schwebten die Überreste des Lettnerkreuzes über der Verwüstung*

Orgel hineinfelen. Die brennenden Stücke erfassten die Tausende von kleinen Holzteilchen im Inneren der Orgel. Wir mussten erkennen, daß auch die Orgel verloren war, und trugen nur mehr etliche der Metallpfeifen aus dem Chorraum weg.“ Und Pfarrer Maurer fügt noch eine Beobachtung an: „Wir schütten Wasser in die Pfeifen, aber da raucht schon wieder eine andere Pfeife, dort wieder eine und dort auch. Und unser Wasser ist verbraucht! Da fahren aus einer Pfeife Flammen hoch. Hell, scharf gebündelt, fast ohne Rauch. Und wie ich hingehe, fängt die riesige Pfeife leise zu tönen an. Erschütternd, zu sehen und zu hören: die singenden Flammen! Und jetzt: Noch eine Pfeife brennt und noch eine! Da weiß ich, wir retten die Orgel nicht mehr!“ Und Karl Strobl ergänzt: „Während bisher Teile der Orgel gebrannt hatten, fuhren nun Feuer und Rauch aus den vielen Pfeifen der Orgel. Es war kein statisches Feuer, sondern wie ein großes Feuerwerk, das sich auf dem Chor abspielte. Es spritzte das Metall der Pfeifen im ganzen Dom herum. Wen dieses flüssige Metall auf der Haut traf, den schmerzte es sehr.“

Und er fügt noch eine Beobachtung hinzu. „An diesem Tage, an dem wir als Werkleute im Dom herumzugehen und zu arbeiten hatten, gingen wir oft an einem toten Soldaten vorbei, er lag unter der Orgel. Wir konnten ihn nicht begraben, seine Aufbahrung war die Domkirche. - Am Nachmittag kam eine Gruppe russischer Offiziere. Die Männer redeten nichts, sie waren ergriffen von der stummen Schönheit des Gotteshau-

ses. Dann sagte einer: „Cultura“. Und sie verließen, wie es schien, ergriffen den Dom.“

Unvergesslich bleibt jedem, der es gesehen hat, das Bild des Lettnerkreuzes: Der untere Teil des vom Triumphbogen herabhängenden Kreuzes verbrannte, als das Gewölbe des Mittechores einstürzte, der obere Teil des Kreuzes mit den Händen des Kruzifixus blieb erhalten und schwebte wie eine stumme Klage über der unbeschreiblichen Verwüstung.

P. Hugo Pfundstein, ein Benediktiner des Schottenstiftes, ging an jenem 13. April zusammen mit einem Mitbruder, P. Wolfgang Suska, in die Stephanskirche. Sein Bericht: „Es war ein Bild, das ich nie vergessen werde. Auf der Straße Pferdekadaver und Unrat, dazwischen Überreste ausgeplündelter Geschäfte. Auf der Straße wimmelte es von russischem Militär, Panzer um Panzer polterten der Rotenturmstraße zu, über unseren Häuptern das Surren deutscher und russischer Jäger, die einander mit Bordwaffen beschossen. Im Turmeingang lagen mehrere halbverkohlte, aufgedunsene Menschenleichen, über die man steigen mußte, in der Kirche glimmende Schutthaufen, durch die eingestürzte Presbyteriumdecke lachte der sonnige Frühlingshimmel. Ein unbekannter Mann wühlte eben mit seinem Stiefel im Schutthaufen, da rollte der glimmende Christuskopf des Lettnerkreuzes heraus. Ich bückte mich rasch, nahm den Kopf an mich und trug ihn in die unversperrte große Sakristei, wo ich ihn mit dem Rest des Lavabo-Wassers abkühlte und in ein Kästchen legte.“



*Der Kopf des altherwürdigen Lettnerkreuzes blieb wie durch ein Wunder vom Feuer verschont*

Zusammen mit den ebenfalls erhalten gebliebenen Armen des alten Lettnerkreuzes wurde der Kopf in eine Nachbildung desselben von Josef Troyer miteingebunden und hat heute seinen alten Platz am Eingang des Chores wiedergefunden.

„In großer Einsamkeit brannte der Dom aus“ schrieb Hans Tuppy, der spätere Universitätsprofessor, der als Student ebenfalls bei den Rettungsarbeiten mitgeholfen hatte, im April 1952, aus Anlass der Wiedereröffnungsfeierlichkeiten. Und er schloss daran die Frage, wie es

möglich war, dass sich der Brand des Domes „buchstäblich unter Ausschluss der Öffentlichkeit“ ereignet hatte, dass kaum mehr als ein Dutzend Menschen an den Rettungsarbeiten beteiligt waren. Er gab die Antwort darauf gleich selber: es war der totale Ausfall aller Kommunikationsmittel, wohl aber das Wissen um die Entfernung aller Feuerwehrwagen und Löschgeräte durch die deutschen Truppen vor ihrem Abzug, ebenso aber um die Ausbreitung der Brände in der Innenstadt, dazu die Verunsicherung durch die große Ansammlung von Geschützen und maschinenpistolenbewehrten Soldaten, aber auch durch Gesindel und Plünderer jeder Art, alles in allem die Angst um das nackte Leben und das wenige, das man gerettet hatte; eine Mischung all dessen hielt die Menschen in den Kellern und fern der Straße.

So hatte die Katastrophe von St. Stephan am 11. April begonnen, mit dem Absturz der Pummerin und dem Brand der Riesenorgel am 12. April ihren Höhepunkt und mit dem Gewölbeeinsturz des Chores am 13. April 1945 ihren Abschluss gefunden.

In diesen düsteren Tagen, die unheilbar schienen, da - so erzählte ein Presseberichterstatte - mischte sich zu den niedergeschlagenen Betrachtern der Zerstörung und der Vernichtung ein Mann in ausgebeulten Hosen und abgeschabtem Hute und meinte dann so nebenbei: „Na, wir werden ihn halt wiederaufbauen müssen.“ Der dies sagte, war Kardinal Innitzer. Und nur wenige Wochen später, am 15. Mai 1945 verlautete über alle Kanzeln der Erzdiözese sein Appell an alle Gläubigen: „Unsere Kathedrale, den Stephansdom, wieder in seiner ursprünglichen Schönheit erstehen zu helfen, ist eine Herzenssache aller Katholiken, eine Ehrenpflicht aller!“

## **UND DANN GESCHAH, MITTEN IN DER VERZWEIFLUNG, DAS WUNDER DES WIEDERAUFBAUES.**

**D**em Beginn des Wiederaufbaues von St. Stephan musste die Überlegung vorangehen, ob es - angesichts der vielfältigen Not der ersten Nachkriegstage, angesichts der riesigen Schuttberge an vielen Orten der Stadt, die den Verkehr fast vollständig lahmlegten - überhaupt zu verantworten sei, sofort mit der Arbeit am Dom zu beginnen. Auf der anderen Seite war die Notwendigkeit, wenn überhaupt, dann sofort zu beginnen, jedem Einsichtigen klar. Denn jeder Regentag, jeder Sturmwind hätte der im Wesentlichen noch erhaltenen, aber ungeschützten Bausubstanz unter den damaligen Bedingungen schweren Schaden zugefügt.

Die Entscheidung für den Dom war gefallen – und bereits am 18. April, also fünf Tage nach der Katastrophe wurde mit der Bergung der herabgestürzten Luster begonnen. Am 25. April, also 12 Tage danach, konnte, dank der Opferfreudigkeit vieler freiwilliger Helfer, Menschen aus allen Gesellschaftskreisen, die oft selbst kaum ein Dach über dem Kopf hatten, mit den Aufräumarbeiten begonnen werden. Diese Aufräumarbeiten stellen „ein Ruhmeskapitel in der Geschichte Wiens dar“, so schrieb der bekannte österreichische Publizist und Politiker Jörg Mauthe aus Anlass der ersten Domeöffnung im Dezember 1948 in der Furche: „Schwierigkeiten, nichts als Schwierigkeiten: Mangel an allem, nur nicht an Helfern, die freiwillig von allen Seiten herbeikamen. Mit primitivsten Mitteln wurde in den ersten Monaten der Schutt, etwa viereinhalbtausend Kubikmeter, aus der verwüsteten Kirche entfernt; da keine Transportmittel zur Verfügung standen, mußte er zunächst an der Nordseite des Domes abgelagert werden, ehe man ihn, viel später, wegschaffen konnte. Einige entschlossene Arbeiter trugen die im Winde hin- und her schwankende und die Reste der Chorgewölbe gefährdende nördliche Dachstützmauer ab.“ Als weitere Schutzmaßnahme wurde eine doppelte Trennungswand zwischen Querschiff und dem zerstörten Chor errichtet, um das Langhaus vor den Unbilden der Witterung zu bewahren.

Viele Fragen technischer und künstlerischer Art mussten in den nächsten Jahren geklärt werden. Die Zahl der am Wiederaufbau beschäftigten Arbeiter betrug ungefähr 160 Mann. Der Umfang der Bauarbeiten warf natürlich die Frage nach ihrer Finanzierung auf. Im Katalog der Ausstellung: „Der Stephansdom, Geschichte, Denkmäler, Wiederaufbau“, die im Jahr 1948 von der Domkirche selbst im Österreichischen Museum für angewandte Kunst veranstaltet worden war, ging der damalige Dombaumeister Karl Holey unter anderem auch auf jene Frage ein, die „besonders jenen große Sorgen macht, deren Opferbereitschaft für den Dom gering ist und die gerne wissen möchten, wie die Mittel für den Wiederaufbau aufgebracht werden, - wobei gewöhnlich die Meinung geäußert wird, daß hier der Staat, also der schwergeprüfte Steuerträger den größten Teil der Kosten tragen müsste. Diese besorgten Gemüter können beruhigt werden mit der Antwort, daß bis heute nicht ein Groschen Unterstützung aus staatlichen Mitteln oder aus sonstigen Steuergeldern beigetragen wurde, sondern daß der ganze Aufwand durch freiwillige Spenden, durch den Ertrag der Dombaulotterie und der Briefmarkenserie aufgebracht wurde. Die Liebe des Wieners zu seinem Dom, die in so vielen Liedern und Legenden zum Ausdruck kommt, ist also keine

platonische, sondern sie hat sich in der Tat bewährt.“ Am bekanntesten wurde in der Folge die sogenannte „Dachziegelaktion“, in deren Verlauf unzählige Freunde und Helfer des Domes einen oder mehrere Dachziegel zum Preis von öS 5.- über eine Postkarte finanzieren konnten.

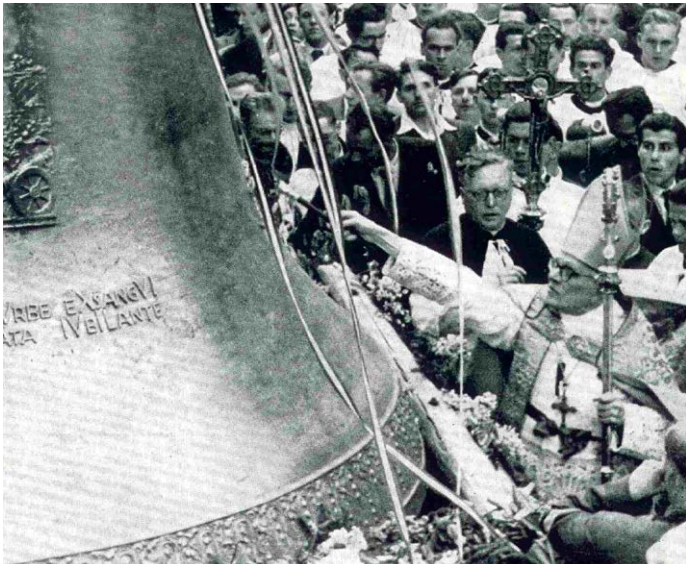
Der erste Bauabschnitt fand in der Eröffnung des Langhauses am 19. Dezember 1948 seinen Abschluss. Tausende Menschen nahmen an diesem Fest teil, das ein Symbol für das Wiedererstehen Österreichs war.

Die finanzielle Situation war aber weiterhin sehr angespannt. So versuchte ab dem Jahr 1950 der damalige Dompfarrer Dr. Karl Dorr, im Auftrag des Kardinals, neue Geldquellen zu eröffnen. Die „Stephansgroschen-Aktion“ wurde ins Leben gerufen. Dompfarrer Dorr gelang es damals vor allem, viele öffentliche Mittel des In- und Auslandes zu mobilisieren. Daß dies nicht immer eine leichte Aufgabe war, schimmert ein wenig in seiner Danksagung durch, die er in der Domfestnummer der Furche vom 26. April 1952 so formulierte: „Wer die letzten zwei Jahre des Kampfes um die Wiederherstellung des Domes mit der ganzen Leidenschaft des Herzens miterlebt hat, wer immer wieder um das Gelingen des Werkes gebangt und oftmals gegen alle Hoffnung das manchmal unmöglich Scheinende erhofft hat, der weiß, wie wenig Grund zu Stolz, zu Jubel oder auch nur zu lauter Freude ist. ... Noch im September 1951 schien es, als ob man den Bau endgültig einstellen musste. Die Mittel reichten gerade noch bis Ende Oktober. Da begaben wir uns zu dritt auf die Fahrt in die Bundesländer. Und das kaum Glaubliche geschah: Nicht ein Land schloss sich aus von dem großen Werk. 2,8 Millionen in Geld und Sachspenden waren der greifbare Erfolg dieser Fahrt. Aber noch immer reichte es nicht“

Dann entschloss sich die Bundesregierung, eineinhalb Millionen zu zeichnen, die Kammern spendeten großzügige Summen, ebenso die Vereinigung Österreichischer Industrieller. Sammlungen, Festveranstaltungen, Ausstellungen wurden durchgeführt. Und unentwegt waren es immer wieder die kleinen Spender, die im wahrsten Sinn des Wortes Stein auf Stein legten.

Fahrten nach Belgien, Luxemburg, der Schweiz eröffneten neue Quellen. Sammlungen in Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Liechtenstein und anderen Ländern brachten fast eine Million Schilling. Und der Dompfarrer fasst zusammen: „Etwa 27 Millionen kostete der ganze Dombau bisher. Und er hat allen Arbeitern und ihren Familien durch sieben Jahre das tägliche Brot gegeben. .... Schwerer als dieses Ringen um die materielle Grundlage des Baues aber war die Bewältigung der technischen und organisatorischen

Probleme, nicht zuletzt aber der künstlerischen und religiösen Gestaltung des Domes. ... In diesem Dom gibt es keinen Stein, dessen Werdegang wir nicht liebevoll verfolgt und dessen Bestimmung wir nicht einträchtig festgehalten haben. ... Ob uns das Werk gelungen ist, mögen die Freunde aus nah und fern am Tage der Domeröffnung selbst beurteilen. Wir selber wissen, wie der Dombau von allen, die ihm dienen, die letzte Kraft verlangt.“



*Am 26. April 1952 war es dem alten Kardinal Innitzer noch vergönnt, die feierliche Glockenweihe vorzunehmen!*

Am 26. April 1952 sollte dann ganz Österreich die Wiedereröffnung des gesamten Domes feiern können. Die neue Pummerin, in St. Florian bei Linz gegossen, wurde im Triumphzug von Oberösterreich nach Wien gebracht. Die Glockenweihe und die anschließende Einweihung des Domes wurden zu einem unvergesslichen Fest.

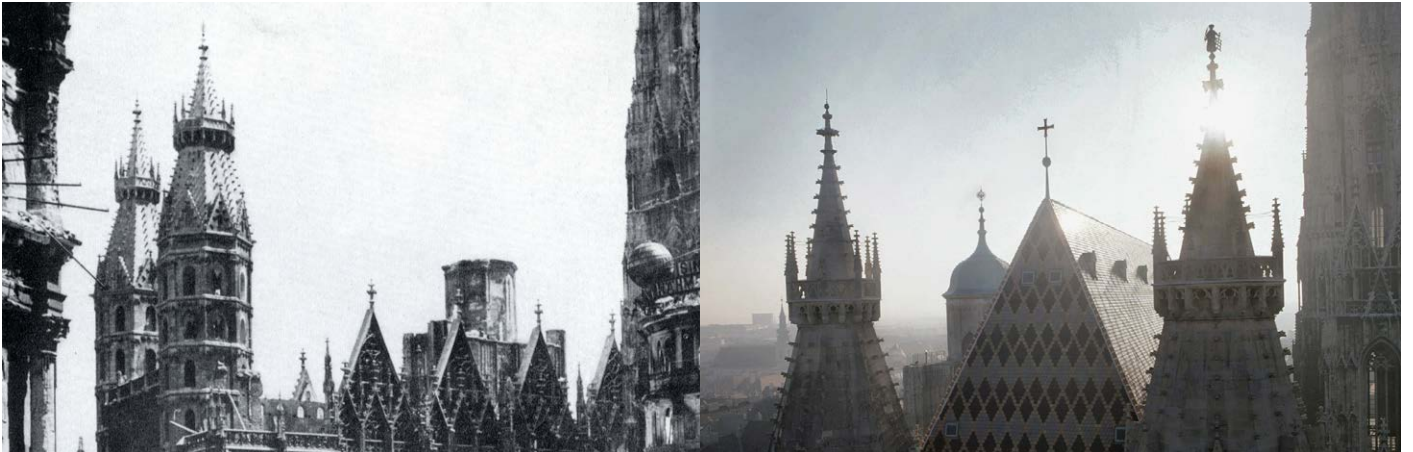
## ALLE BUNDESLÄNDER HELFEN MIT.

In seiner Ansprache bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes erinnerte Kardinal Innitzer an jenen 12. April 1945, als man ohnmächtig zusehen musste, wie St. Stephan in Flammen aufging und das ganze Volk in der Zerstörung des Domes ein Zeichen des eigenen Unterganges erblickt hatte. Selbst in den Kriegsgefangenenlagern der fünf Kontinente, wohin immer die Botschaft von der Katastrophe des Domes drang, waren die Menschen aufs tiefste bestürzt. „Denn der Stephansdom“, so der Kardinal, „ist jedem Österreicher ohne Unterschied der Gesinnung teuer. Er ist das Herz des ganzen Landes.“ Niemand hätte es damals für möglich gehalten, dass der Dom in nur sieben Jahren wiederauferstehen würde. Daran schloss der Kar-

dinal seinen Dank an alle öffentlichen Körperschaften, vor allem aber an die ungezählten kleinen Spender, die vielfach das „Scherlein der Witwe“ gegeben hatten. Und schließlich sagte er: „Sein inneres Antlitz verdankt der Dom weithin den Spenden der Bundesländer. Jeder Österreicher, der in Zukunft den Dom betritt, wird dort ein Stück Heimat finden. Denn die Glocke spendete das Land Oberösterreich, das Tor die Steiermark, den Fußboden Niederösterreich, die Glasfenster Tirol, die Kirchenbänke Vorarlberg, die Kronleuchter Kärnten, die Kommunionbank das Burgenland und das Tabernakel das Land Salzburg, das Dach die Stadt Wien. So ist St. Stephan zum Nationalheiligtum geworden, in dem die Einheit des Landes in einer schönen Weise zum Ausdruck kommt. .... Und wenn es auch noch ein weiter Weg ist, bis der Friede in der Welt ein dauernder ist, so meine ich doch, daß wir keinen Grund haben, pessimistisch zu sein. Wir fürchten uns nicht vor der Zukunft. Mit dem Wiederaufbau des Stephansdome hat Österreich eine Tat gesetzt. Der Stephansdom ist ein Symbol unserer Hoffnung, ja, ein Symbol für den Willen zur Erhaltung des Abendlandes.“

Abseits von allem Jubel aber brachte es der scharfsinnige Denker und Publizist Friedrich Heer in der Festbeilage der „Furche“ vom 26. April 1952 auf den Punkt, als er Überlegungen anstellte, wie der alte und nun wiederhergestellte Dom mit jenen „neuen Domen unserer Welt, die ihre Rechte wieder an sich nehmen“, konkurrieren kann: er nennt den „Lichterdom“ des Films, der tagtäglich lebhungrigen Massen „das Paradies einer Traumwelt im Flimmerbild“ vorführt; er führt an die „Dome der Kultivierten und Arrivierten, die zu gepflegtem Kunst- und Kulturgenuß zu festlicher Stunde aufgesucht werden“, Oper, Konzert und Theater; er spricht von „Wunschträumen“, die „mittels einer Kolportageliteratur, die heute, wie die Auflagen zeigen, Millionenmassen nicht missen möchten“, geschaffen wurden.

Der Dom hingegen, so Friedrich Heer, ist der Raum Gottes auf Erden. Er ist Kraftzentrum, Ort der Reue, der Buße, des Abendmahles, des Opfers, der Predigt, der Erziehung, der Umformung, der Erbauung. Und „als Kraftzentrale der göttlichen Kräfte wird im Dom, im Raum Gottes der Mensch erbaut, umgebaut, erneuert. Und verlässt, ein neuer Mann, den alten Raum“. Und nun wurde dieser Dom, der in Jahrhunderten erbaut worden war, in einer „unheimlich kurzen Zeit“ wiederhergestellt. Das Gebot der Stunde ist es nun, nach der äußeren Wiederherstellung, an den inneren Dombau zu denken. – Und Friedrich Heer fasst zusammen: „Viele Predigten, in München, Wien und andernorts (überall waren ja Dome dem Menschen zum Opfer



### *Die Hoffnung stirbt nie!*

gefallen), haben es 1945 aufgezeigt, etwas, was in unserer kurzatmigen Zeit viele schon vergessen wollen: unsere Dome waren lange bereits, ehe die Bomben ein äußeres Zerstörungswerk setzten, als sichtbarstes Zeichen, innerlich aufgegeben, preisgegeben, verlassen, verraten worden. Nicht von fernen Fliegern, sondern von uns. Von uns Christen. Wenn wir also heute an den Dombau gehen wollen, dann müssen wir die Sprache verstehen, die in großer Nüchternheit und Geduld, aber auch in drängendem Ernst der technisch - wiederhergestellte Dom zu uns spricht. - Der Dom aber sagt: Ihr werdet mich morgen nicht halten können, wenn ihr mich heute nicht bezeugt.“

Auch wir durchleben heute eine schwierige Zeit. Aber wir hören fast täglich und wir können es zum Teil auch selbst erleben: eine neue Solidarität, eine unkomplizierte Hilfsbereitschaft, eine tröstende Achtsamkeit und Mitmenschlichkeit in oft unerwarteten Situationen.

In seiner heurigen Ostersonntagspredigt hat es Kardinal Schönborn auf den Punkt gebracht, wenn er den Bogen spannt zwischen Ostern 1945 und Ostern 2020: „Heute vor 75 Jahren, am 12. April 1945, brannte der Stephansdom. Das riesige Dach stürzte zusammen, die Riesenorgel ging in Flammen auf, das Chorgestühl verbrannte. Der Dom weinte, und die Menschen weinten. Als die Menschen weinend um den niedergebrannten Dom standen, kam Kardinal Innitzer zu ihnen im Arbeitsgewand und tröstete und sagte zugleich ganz nüchtern: Na, wir werden ihn halt wiederaufbauen müssen. Und das ist tatsächlich gelungen. Die österreichische Bevölkerung hat in einem unglaublichen Zusammenstehen den Dom wieder aufgebaut. Heute steht er in seiner unvergleichlichen Schönheit und Innigkeit da. Er ist das meistbesuchte Monument Österreichs. Fünfeinhalb Millionen Besucher jedes Jahr. Nur jetzt ist er leer, fast leer. Aber wenn ich die vielen Bilder hier sehe von Menschen, die ihr Bild geschickt haben, weil sie mitfeiern im Geist – nein, weil sie wirklich mit-

feiern –, dann bin ich voller Zuversicht.

Ja, es stimmt, es kam ganz anders: So hätten wir uns diesen Ostersonntag nicht gedacht. Ich habe mich darauf gefreut, dass die renovierte Riesenorgel heute gesegnet, geweiht werden kann. Nein, Sie sind zu Hause. Keine Osterbesuche, kein Kirchgang mit festlichen Ostern. So feiern wir heute den Ostersonntag. So haben wir die letzten Tage gefeiert. Und doch: Es war sehr innig. Viele von Ihnen konnten mitfeiern in diesen Tagen, dank des ORF, der uns die Übertragung ermöglicht hat.

Eines haben wir gelernt: Das Coronavirus macht keinen Unterschied zwischen den Personen und auch nicht zwischen den Ländern. Wir sind alle betroffen, und eines spüren wir sehr deutlich, und das ist ganz wichtig: Wir sind eine Menschheitsfamilie. Schon die Klimakrise hat uns das gezeigt. Niemand bleibt unberührt. Corona zeigt es noch einmal stärker. Wir sind aufeinander angewiesen, und wir werden auch nach Corona das brauchen, dass wir aufeinander angewiesen bleiben.“

So kann man wohl zusammenfassen: Wie unsere Vorfahren den Herausforderungen des Krieges mit der Zerstörung des Domes mutig begegneten und schließlich den Sieg davontrugen, so werden auch wir, wenn wir weiter zusammenstehen, die gegenwärtige Herausforderung durch ein unbekanntes und unsichtbares Virus, gemeinsam überstehen!



*Dr. Annemarie Fenzl,  
Kardinal-König-Archiv*

## Die Stephansdomuhr – ein besonderes Geschenk!

Machen Sie Ihren Liebsten eine Freude und schenken die neue Stephansdomuhr – gegen eine Spende von 89 Euro.

Die in Österreich produzierte, qualitativ hochwertige Holzuhren ist in vielen schönen Stunden ein schöner Begleiter.

Ausstattung:

- Walnussgehäuse mit Metallveredelung, 40 mm Durchmesser
- Uhrenboden aus Holz mit Textgravur
- Allergikerfreundlich (entsprechend den gesetzlichen Vorschriften)
- Spritzwasserfest
- Veganes Uhrband, schwarz in Lederoptik

Bestellungen bitte unter [office@stephansdom.at](mailto:office@stephansdom.at)

Bitte erst nach Erhalt der Uhr einzahlen! Sie erhalten Rechnung und Zahlungsanweisung gemeinsam mit der Lieferung.



